Schriften zu Deutschlands Erneuerung
Herausgegeben von der Kreisgruppe Breslau des nationalsozialistischen Lehrerbundes i. A. Wolfgramm

Nr. 12 (4. Auflage.)

Horst Wessel

Eines deutschen Helden Leben und Sterben

Geboren 9. 10. 1907 † am 23. Februar 1930

Der deutschen Jugend dargestellt von E. Malitius



Sei mir gegrüßt, du starbst den Tod der Ehre! Horst Wessel fiel, doch tausend neu erstehn. — Es braust das Fahnenlied voran dem braunen Heere, S.-A. bereit, den Weg ihm nachzugehn.

Verlag von Heinrich Handel · Breslau

Sein Elternhaus.

Horst Wessel entstammte einer Pfarrerfamilie. Geboren an der Weser, verlebte er einige Jahre seiner Kindheit am Rhein und wuchs dann in Berlin groß. Hier an der alten ehrwürdigen Nikolaikirche, in der auch einstmals der große Kirchenliederdichter Paul Gerhardt predigte, war sein Vater, der Dr. Ludwig Wessel, Pastor. In unmittelbarer Nähe der Kirche ist die alte Jüdenstraße, gehörig zum ältesten Teil Berlins, wo die Eltern in dem Hause Nr. 51/52 wohnten. Zusammen mit seinen Geschwistern, dem Bruder Werner und der Schwester Inge, und anderen Spielkameraden durchlebte er eine glückliche Jugend. Doch bald wurde sie getrübt. Der Weltkrieg brach aus. Alle wehrfähigen Männer zogen hinaus an die Grenzen, um die Feinde abzuhalten. Da hielt es auch den Dr. Wessel nicht zu Haus. Wohl hätte er in der Heimat bleiben können; denn auch die Zurückgebliebenen brauchten Seelsorger in der schweren Notzeit. Aber er wollte dort stehen, wo das Schicksal über Deutschland fällt. So wurde er Feldprediger erst in Frankreich, dann im Balkan, dann in Rußland, überall geliebt von Soldat und Offizier. In Rußland wurde er der persönliche Freund Hindenburgs, der sich in mancher schweren Stunde von ihm trösten ließ.

Währenddessen wartete eine tapfere deutsche Mutter mit ihren drei Kindern in Berlin auf die Rückkehr des Gatten. Und endlich war der Weltkrieg zu Ende und der Vater kam nach Hause. Aber er brachte ein doppeltes Leiden mit: ein seelisches, denn er hatte den Zusammenbruch des Vaterlandes erleben müssen, und ein körperliches, welches er nie mehr los wurde. Er mußte wenige Jahre nach dem Kriege zur Operation ins Krankenhaus, das er nicht mehr lebend verließ. Vorher hatte er aber noch eine große Freude. Sein Sohn Horst sollte konfirmiert werden. Er ließ es sich nicht nehmen, dies zu tun. Ein kleiner Altar war im Krankenzimmer aufgebaut. Halb aufgerichtet im Bett, sprach er die Einsegnungsrede. Es war eine unvergeßliche Stunde für Horst, hier am Sterbebette des Vaters.

Seine Mutter wohnte weiter in der Jüdenstraße. Horst und seine Geschwister besuchten das Gymnasium. Das Lernen fiel Horst sehr leicht, und deshalb hatte er viel Zeit für Spiel und Abenteuer. Berlin durchlebte damals eine wildbewegte Zeit. Dauernd krachten noch die Schüsse der Revolution. Maschinengewehre ratterten, und Handgranaten barsten. Diesen Krieg in der Heimat erlebte auch die Jugend mit, und Horst war glücklich, als es ihm gelang, aus dem nahegelegenen Rathaus einige der dort zu Massen aufgestapelten Handgranaten mit nach Hause zu nehmen. Er sammelte Patronen und Stahlhelme, und unter seinem Kopfkissen lag immer eine geladene Pistole.

Horst hat die Revolutionswehen in dem roten Berlin alle miterlebt. Doch hat er niemals auf der Seite der Marxisten gestanden. Trotz seiner Jugend hat er doch schon den Sinn dieser geschichtlichen Vorgänge verstanden und schmerzlich festgestellt: Das ist nicht mein Deutschland! Das ist nicht mein Volk, das zu lieben mir meine Eltern ins Herz gepflanzt haben! So sehen wir Horst als Sucher im Kampf um eine Welt-

anschauung, im Kampf um Volk und Vaterland. Er schloß sich den damals bestehenden nationalen Gruppen an und war so eine Zeitlang in der Bismarckjugend, die dem revolutionären Knaben wie ein besseres Kränzchen vorkam. Dann ging er in den Bismarckbund, in welchem er sogar Unterführer wurde. Doch auch das genügte ihm nicht. Er ging zum Wehrbund Wiking und zur Schwarzen Reichswehr, die aber bald verboten wurden. Wie sollte er jetzt seinem Tatendrange Luft machen? Er trat in die Universität ein als Student der Rechte. Das Lernen fiel ihm furchtbar leicht. Doch was ihn zog, war nicht die Lust am Lernen, sondern das studentische Fechten, das er mit großem Eifer trotz seines früher viermal gebrochenen Armes übte, erst in Berlin, dann in Wien während seines dortigen Universitätsaufenthaltes.

Horst Wessel wird Nationalsozialist.

Immer wieder unbefriedigt vom Sinn seines Lebens, kehrte er 1926 nach Berlin zurück. Und jetzt erlebte er die große Wendung. Unser Führer Adolf Hitler war im Frühjahr 1925 aus der Haft in der Festung Landsberg a. Lech wieder entlassen worden und fing sofort an — ungebrochen an Körper und Seele —, seine vollkommen zerschlagene Bewegung von neuem aufzubauen. Auch im roten, vollkommen verjudeten Berlin fanden sich Männer, die die Hakenkreuzfahne aufpflanzten und für die große Idee des Nationalsozialismus kämpften.

Horst Wessel saß in einer nationalsozialistischen Versammlung, sah die trutzigen Gesichter der SA.-Leute in ihren braunen Uniformen, hing an den Lippen des aus seinem Herzen sprechenden Redners: „Unser Volk ist durch den jüdischen Marxismus in zwei Klassen zerrissen: hie Bürger, hie Proletarier. Das ist das große Unheil! Deshalb predigen wir: Tod dem Marxismus! Tod dem Klassenkampf! Und rufen Euch zu: Arbeiter der Stirn und Faust, vereinigt Euch!“ Da wurden alle Saiten in der Seele Horst Wessels laut angeschlagen. Das war Geist von seinem Geist. Das war die rettende Liebe, das Christentum der Tat, das nicht Feiglinge, sondern Helden erzieht, die den Kampf gegen alles Böse aufnehmen. Das war der Geist, den er schon in den Predigtbüchern, die sein toter Vater geschrieben hatte, lesen konnte. So trat er ein in die Reihen Adolf Hitlers und trug mit Stolz das Hakenkreuz.

Im Spätherbst des Jahres 1926 kam Dr. Goebbels, der jetzige Minister für Propaganda, als Gauleiter nach Berlin. Der Führer hatte diesem kleinen, schwachen Mann mit dem Feuergeiste die schwerste Aufgabe erteilt, aus dem verjudeten Wasserkopf* Berlin eine nationalsozialistische Hauptstadt zu machen, eine schier unmögliche Aufgabe. Aber als der „Nazidoktor“ das kleine Häuflein zum ersten Male um sich geschart hatte, da pflanzte er ihnen das Feuer der Begeisterung in ihre Herzen, das nie mehr ausgehen sollte, und wodurch es allen möglich wurde, alle Hindernisse zu überwinden.

Bald wurde Dr. Goebbels auf Horst aufmerksam, dem er trotz seiner Jugend bald sein ganzes Vertrauen schenkte. Er machte ihn zum Straßenzellenleiter. Er fürchtete sich auch nicht, als Redner und Gegenredner, sogar in kommunistischen Versammlungen, aufzutreten. Damals

fing er seine erste Rede mit folgenden Worten an: „Ich bin zwar noch sehr jung, aber wir sind es ja, wir, die Jugend, die auf lange Jahrzehnte hinaus die Not des Volkes zu tragen haben." Das Reden gelang ihm bald so gut, daß er neben dem Doktor der meist begehrte Redner im Gau Berlin war. Doch über alles ging ihm sein SA.-Dienst, den er mit seinem Bruder Werner zusammen bei der Standarte 4 im roten Norden Berlins tat. Bei allen schweren Kämpfen im Fischerkietz, der Hochburg des Kommunismus, im Wedding, bei der Schlacht in den Pharussälen, im Märchenbrunnen usw., wo Biergläser und Stuhlbeine flogen, wo die KPD. mit Dolch und Pistole arbeitete, war Horst dabei und stand seinen Mann mit seinen beiden Fäusten.

Damals war er 20 Jahre alt.

Mit Sturm 1 nach Pasewalk.

Es war im Dezember 1928. Da erhielt der Sturmführer von Sturm 1 eines Tages den Auftrag, an einem Sonntag eine sogenannte Propagandafahrt nach Pasewalk in Pommern zu machen. Im Morgengrauen stiegen 80 SA.-Leute auf Lastautos, auch Horst Wessel, und mit wehender Fahne und Kampfliedern ging es ins Land hinein. In Dörfern und Städten, die sie durchfuhren, steckten die Leute verschlafen die Köpfe aus den Fenstern, um dann begeistert zu winken oder verbissen zu drohen.

Horst war voller Erwartung für Pasewalk. Es mußte ihm zum großen Erlebnis werden, das wußte er. War es doch die Stadt, in der sein heißgeliebter Führer im letzten Kriegsjahr als gasvergifteter Blinder im Lazarett lag, in welchem er die Nachricht von Deutschlands Zusammenbruch erfuhr. Schrieb er doch davon in seinem Buche „Mein Kampf", daß er nur zweimal in seinem Leben geweint habe, einmal beim Tode seiner Mutter und jetzt hier bei der Nachricht vom Tode seiner großen Mutter Deutschland. Horst wußte aber auch, daß hier der Führer durch Gottes Hilfe und die Kunst der Ärzte wieder sehend wurde, um das blind gewordene Volk nun auch wieder sehend zu machen. Daran dachte Horst, und deshalb war er voll Erwartung. Was werden sie in Pasewalk erleben?

Da hörten sie plötzlich vor sich Heilrufe. Die Pasewalker SA. kam ihnen mit wehender Fahne entgegen. Alles abgesessen! Lachende Gesichter und Händedrücken. Wie steht's in Pasewalk? Da meldeten sie ihnen, daß mit der Bahn Berliner Kommune zur Verstärkung angekommen ist. Also wird es wohl einen heißen Tag geben. Die SA. stellte sich in Marschkolonne auf, und mit Marschmusik und Kampfliedern ging es in die staunende Stadt. Reichlich zusammengezogene Landjägerei begleitete sie bis zum Quartier im Schützenhaus. Die Lastautos wurden auf dem Marktplatz unter Bewachung stehen gelassen. Plötzlich stießen mehrere hundert Kommunisten gegen die Autos vor, um die Wachen zu überfallen. Lautes Brüllen und Schießen. Aber schon stürmte die Landjägerei und trieb den wüsten Haufen auseinander. Da ging er zum Angriff auf das Schützenhaus vor, wo sich die SA. verbarrikadiert hatte.

Von allen Seiten wurde sie beschossen. Aber auch sie schoß aus ihren mitgebrachten Pistolen. Die SA. hatte schon mehrere Verwundete. Da kam die Landjägerei und trieb die Kommunisten davon. Doch jetzt sollten sich auch die Hitlerleute ergeben. Die dachten aber nicht daran, sondern öffneten ein in der Nähe befindliches Tor. Da war eine 7,5-Kanone drohend gegen die Polizei gerichtet.* Das war der Polizei zu bunt. Sie rückte ab, und die SA. freute sich des Sieges. Doch was kam denn da heran? Reichswehr aus der Stadtkaserne mit Karabinern und Handgranaten. Der Rittmeister forderte die SA. zur Übergabe auf. Da gab es kein Widersetzen. Doch was soll mit den Pistolen geschehen? Der Sturmführer hatte einen verwegenen Plan. Schnell ließ er alle sammeln, etwa 20 Stück, er steckte dann die Hälfte zu sich, die andere Hälfte Horst Wessel, seinem Adjutanten, in Hosentaschen und unters Hemd. Dann stand die SA. in Linie und wurde von den Soldaten nach Waffen untersucht, nur die beiden Führer, die vor der Front standen, ließ man unbehelligt. Von Waffen war nichts zu finden, auch in den Räumen des Schützenhauses nicht. Das war fein gelungen. Aber der Rittmeister hatte auch bestimmt beide Augen zugedrückt. Er war selbst ein nationaler Mann. Nun galt es noch der Berliner Schupo eines Vizepolizeipräsidenten Juden Isidor Weiß ein Schnippchen zu schlagen; denn daß diese zum Empfang der Heimkehrer bereitstehen werden, war todsicher. Deshalb fuhr der Sturmführer mit den Pistolen und den Verwundeten mit der Bahn. Die SA. wurde tatsächlich von den Autos geholt und einige Tage im „Kloster des St. Bernhard", wie das Polizeipräsidium des Bernhard Isidor Weiß spottweise von der SA. genannt wurde, eingesperrt, auch Horst Wessel. Als man keine Beweise gegen sie fand, wurden sie wieder entlassen. Das war das Pasewalker Erlebnis.

Horst wird Sturmführer.

Nun sollte auch Horst Führer in der SA. werden. Er konnte sich einen Trupp wählen. So griff er ausgerechnet zum schwierigsten, zum 34. Trupp vom Friedrichshain, im Kommunistenviertel. Er ließ es sich nicht ausreden, denn gerade hier unter den verführten Volksgenossen zu wirken, erkannte er als seine Aufgabe. Am 1. Mai 1929 hatte er das kleine Häuflein von zwölf Mann in einem Gasthause zusammengerufen. Es waren noch ein paar Neugierige erschienen. Er sprach zu ihnen vom Wesen der SA. und ihrem Kampf um Deutschlands Rettung. Die Anwesenden konnten sich seinem Banne nicht entziehen. Sie traten bei, und so zählte er am Ende über 30 Mann. Jetzt ließ er ihnen keine Ruhe mehr. Täglich war er mit ihnen zusammen, drillte, schliff sie und hielt Schulungsabende ab. Manchmal murrten sie, aber trotzdem gehorchten sie. So wuchs er mit ihnen in Kameradschaft zusammen. Immer neue holte er heran, nach einem Monat schon waren es 100 Mann. Deshalb

* In einer Kiste hatte die SA sie aufgestöbert; sie sollte einmal bei einem Kriegerdenkmal aufgestellt werden.

erhob der oberste SA.-Führer den Trupp zu einem Sturm mit der Nr. 5 und Horst zum Sturmführer mit drei Sternen am Kragenspiegel. Wie stolz er darauf war!

Das Horst-Wessel-Lied.

Es war noch im Mai 1929. Die SA. war auf der Heimfahrt von Frankfurt a. O. Dort gab es bei einem Aufmarsch wieder einen Zusammenprall mit Rotfront. Sturm IV schlug die Kommune in die Flucht und war im Begriff, sie niederzuschlagen. Doch das lag nicht im Sinne der SA.-Führung. Deshalb bekamen die Leute von Horst Wessel den Befehl, sofort die Kameraden vom 4. Sturm gewaltsam davon abzuhalten. Das erregte bei ihnen natürlich große Verbitterung; denn so etwas von eigenen Kameraden hatten sie noch nicht erlebt. Nun waren sie auf der Heimfahrt. In Horst Wessels Seele zitterte noch dieses neue Erlebnis nach. Er sah noch vor sich die grimmen Gesichter der enttäuschten Kameraden, die er mit Gewalt von ihrem gerechten Beginnen abgehalten hatte. Das konnte schwere Folgen für die Geschlossenheit der SA. haben. Doch das durfte nicht sein. Disziplin war alles. Nur keine Stänkerei und Wühlarbeit. Daraus zöge nur der Feind den Gewinn. Mit solchen sorgenvollen Gedanken im Herzen zog er seinen Notizblock hervor und schrieb auf ratterndem Lastauto, wie es ihm hervorquoll. Nicht schwach und wankend werden, sondern:

„Die Fahne hoch! Die Reihen dicht geschlossen!
SA. marschiert mit ruhig festem Schritt."

Dann dachte er an die 100, die damals schon für die heilige Idee ihr Leben dahingegeben hatten. Sie sind nicht tot, ihr Geist schwebt über uns, und wir kämpfen in ihrem Geiste weiter. Die Toten durch Rotfront und Reichsbanner und die Toten durch die Reaktion an der Feldherrnhalle in München vom 9. November 1923:

„Kameraden, die Rotfront und Reaktion erschossen,
marschiern im Geist in unsern Reihen mit."

Da kam der Trotz in ihm hoch. Er wußte es aus den Worten des Führers und war davon überzeugt: Der Sieg der neuen Idee wird nicht nur im geistigen Kampfe in Versammlungssälen ausgetragen, sondern ausschlaggebend ist der Sieg im Kampf um die Straße, die damals nur von marschierenden Marxisten beherrscht war. Darum seine entschiedene Forderung:

„Die Straße frei den braunen Bataillonen,
die Straße frei dem Sturmabteilungsmann!"

Und dann die feste Zuversicht, die einem Glauben entspringt, der Berge versetzen kann:

„Es schaun aufs Hakenkreuz voll Hoffnung schon Millionen,
der Tag für Freiheit und für Brot bricht an!"

Und noch einmal der feste Glaube des Führers, der alle Geführten mit fortreißt: Es muß uns gelingen; denn das Gute muß siegen. Es wird nicht mehr lange dauern:

„Zum letztenmal wird nun Appell geblasen!
Zum Kampfe stehn wir alle schon bereit!

Bald flattern Hitlerfahnen über allen Straßen,
die Knechtschaft dauert nur noch kurze Zeit."

So konnte einer nur dichten, der von der Wahrheit der Idee ganz überzeugt war. Ihr wißt, Deutsche Jungen und Mädel, daß es noch drei Jahre schweren Kampf kostete, bis Hitlerfahnen über allen Straßen flatterten, und daß mancher noch sein Leben für Euch hingab. Jetzt ist es zum Volkslied für alle Zeiten geworden. Durch Euch ist es auch in die Schulen eingedrungen. Es hat sich durchgekämpft gegen Terror und Verbot so, wie sich unsere herrliche Bewegung durchgekämpft hat.

Unser Dr. Goebbels schrieb damals im „Angriff" vom 27. Februar 1930 über unser Lied „Wenn später einmal in einem deutschen Deutschland Arbeiter und Studenten zusammenmarschieren, dann werden sie sein Lied singen, und er wird mitten unter ihnen sein. Er schrieb es hin in einem Rausch, in einer Eingebung, wie aus einem Guß, dieses Lied, das aus dem Leben geboren ward und dazu, wieder Leben zu zeugen. Schon singen es landauf, landab die braunen Soldaten. In wenigen Jahren werden es die Kinder in den Schulen, die Arbeiter in den Fabriken, die Soldaten auf den Landstraßen singen. Sein Lied macht ihn unsterblich. Die Banner wehen, die Trommeln wirbeln, die Pfeifen jubilieren; und aus Millionen Kehlen klingt es auf, das Lied der deutschen Revolution: ‚Die Fahne hoch!'"

Horst wird Handarbeiter.

Was sagte denn nun die gute Mutter zu Hause im stillen Heim in der Jüdenstraße, während ihre beiden Söhne so ihren Heldenweg gingen? Denn auch Werner war Sturmführer in der SA. Beide kamen fast nie vor Mitternacht vom SA.-Dienst heim. Da saß die Mutter mit Inge, und beide lauschten mit bangen Herzen in die Nacht, bis die Treppen knarrten und der Schlüssel im Schloß sich herumdrehte. Da wurde ihnen leichter. Wieder einmal waren die Jungen gesund zurück. Aber die Mutter war eine tief verstehende, heldenhafte Frau. Sie kannte ihre Söhne am besten. Sie legte ihnen nichts in den Weg; denn sie wußte, sie müssen ihren Schicksalsweg gehen. Sie hielt auch Horst nicht davon ab, als er eines Tages seinen Koffer packte und ihr offenbarte, daß er fortziehe, in ein Proletarierviertel, um Handarbeiter zu werden. Wohl schmerzte ihr das Herz, aber sie ließ ihn ziehen. So wohnte er jetzt unter Kommunisten in der Großen Frankfurter Straße. Im vierten Stock hatte er sich ein Zimmer gemietet. Erst fuhr er als Taxischofför durch die vielen Straßen Berlins, jede Gelegenheit benutzend, um seine Berufskollegen oder seine Fahrgäste über unsere Weltanschauung aufzuklären. Doch das Autofahren befriedigte ihn nicht. Er wollte mit seiner Hände Arbeit sich sein Brot verdienen. Deshalb ging er zu den Schippern, die die Tunnel für die Untergrundbahnen bauten. Es fiel ihm zuerst nicht leicht, mit den andern Arbeitern Schritt zu halten. Seine Knochen und Muskeln schmerzten ihn. Aber er biß die Zähne zusammen und setzte es durch. Hart und schwielig wurden seine Fäuste. Doch das wollte er.

Und nun werdet Ihr Euch fragen, warum tat er das? Warum gab er die Bequemlichkeit und Fürsorge in seinem mütterlichen Heim auf

und nahm mit einer Proletarierwohnung vorlieb? Warum legte er Band und Mütze der Universität beiseite und ergriff Spaten und Hacke?

Der Führer hatte gesagt: Wir kennen nicht Proletarier, nicht Bürger, wir kennen nur Deutsche ohne Unterschied des Standes und der Herkunft. Es wird keiner mehr danach gewertet, wieviel Geld oder welchen Titel er hat, sondern welche Dienste er dem Vaterlande tut. Es gibt keine Klassen mehr. Deshalb: Arbeiter der Stirn und Faust — vereinigt Euch!

Das predigte auch Horst in seinen Versammlungen. Er stieg ganz hinab zu den ärmsten Volksgenossen, darbte und hungerte freiwillig, verzichtete auf jeden Luxus, weil ihm das Gewissen sagte: Du mußt so sein, wie du redest. Und doch rief ihm sein Inneres immer wieder zu: Es ist noch nicht genug! Es ist noch zu wenig! Du wohnst in einem schönen Heim, hast Bedienung, hast Geld; denn deine Mutter ist wohlhabend, hast deine guten Mahlzeiten. Weißt du aber, wie das ist, in einer Mietskaserne, in einer engen, dumpfen Wohnung zu leben, Margarine aufs Brot zu essen und nichts weiter zu kennen, als früh hin, abends zurück von der Arbeitsstelle und dort den ganzen Tag zu fronden für kargen Lohn? . . .

Diese Gedanken ließen Horst nicht zur Ruhe kommen. Er wollte ja ganzer Führer sein. Und das bedeutet: Nicht nur vor-reden, sondern vor-leben. Er dachte an das Wort des Heilandes, das sein verstorbener Vater in seinen selbstgeschriebenen Predigtbüchern stehen hatte: „Welcher will groß werden unter euch, der soll euer Diener sein; und welcher unter euch will der Vornehmste werden, soll aller Knecht sein." Und an den Heiland selbst dachte er, wie er alles hingab, um vorzuleben, und wie er sogar sein Leben für seine Idee opferte.

So mußte auch er sein — das befahl ihm seine innere Stimme — wenn er als Führer die Idee vorleben wollte. Und so wurde er ein Christussozialist, einer, der durch Taten ruft: „Kommet her zu mir, ich will euch erlösen! Und ich will auch, wenn es sein muß, für euch sterben." Im Gespräch mit einem Kameraden sagte er einmal: „Ich sage Dir, mit dem bißchen Opfermut ist's nicht getan; mit dem festen Willen, sein Blut herzugeben und sein Leben! Der Führer verlangt viel mehr von uns!"

So war das Göttliche in ihm wirksam, das ihn so und nicht anders sein und handeln ließ. Er wollte und mußte Beispiel sein für alle, für uns und auch für Dich, deutsche Jugend!

Das Gute und das Böse.

Es war schon immer so auf der Welt, daß das Böse das Gute vernichten will. Beide Kräfte sind tätig seit Anfang an. Und deshalb müssen sie wohl nach Gottes Weltenplan sein. Aber auch das ist nach Gottes Willen, daß das Gute nicht duldet, sondern daß es gegen das Böse kämpft; „denn wer nicht kämpft, trägt auch die Kron' des ew'gen Lebens nicht davon!" Der Nationalsozialismus ist das Gute, und sein Kampf ist der Kampf des Guten gegen das Böse! Gott schickte Not und Leid nicht zur Strafe für ein Volk, sondern daß es notfest und armselig werde. Gott schickte den Juden und seinen Kommunismus nicht, damit wir untätig an ihm zugrunde gehen, sondern damit alle gesunden

guten Kräfte sich regen und wir uns als eines Gottesvolkes würdig erweisen!

So muß jeder echte Nationalsozialist denken und — handeln! So dachten und handelten Horst Wessel und seine Leute. Sie führten den Kampf fürs Gute gegen das Untermenschentum, wenn sie sich auch in ihrer Einfachheit und Bescheidenheit ihrer göttlichen Sendung nicht immer bewußt waren.

Wahlkämpfe über Berlin im November des Jahres 1929. Tag und Nacht waren unsere Leute unterwegs, um aufzuklären und Saalschutz auszuüben. Immerfort gab es Saalschlachten; denn das Böse wollte uns vernichten. Täglich hatten wir Tote und Verwundete. Eines Nachts kam Horst mit seinen Getreuen nach Berlin zurück. Horst trug den rechten Arm im Braunhemd versteckt. In der vorangegangenen, furchtbaren Saalschlacht hatte er einen kräftigen Hieb mit einer Eisenstange bekommen. Noch konnten sie sich nicht zur Ruhe begeben; denn Horst mußte noch in der Nacht einen Bericht über die Kämpfe schreiben, damit er früh gleich in die Zeitungen kam. Sie begaben sich deshalb zu einem Kameraden, der eine Schreibmaschine hatte. Als Horst seine Zigarettendose aus der Tasche zog, um sich eine Zigarette anzuzünden, fiel ein Pappkärtchen heraus. Auf ihm stand geschrieben: „Ludwig Horst Wessel, nimm dich in acht! Tod dir und allen Faschistenhunden!“ Das war eine Warnung, von irgendeinem Kommunisten ins Horsts Tasche geschoben. Aber war das nicht die Stimme des Schicksals?! Es waltete über ihm. Doch er achtete nicht darauf. Das Böse wird sein Opfer holen!

Doch nun hört den Bericht des furchtbaren Erlebnisses vom Kampfe des Guten gegen das Böse, wie ihn Horst in die Schreibmaschine diktierte (entnommen dem wunderbaren Buche „Horst Wessel“ von Hanns Heinz Ewers): „Die Straßen Weißensees wimmelten von Menschen. an den Säulen riesengroße rote Plakate zur heutigen Massenkundgebung der Nazis. Lassen sich die verfluchten Hakenkreuzler überhaupt nicht einschüchtern? Seit Wochen hetzt die ‚Rote Fahne‘ offen zum Mord, Tag für Tag Überfall auf Überfall der roten Horden — und dennoch marschieren die Nazis nicht nur am Karl-Liebknecht-Haus vorbei, sondern wagen es auch, im stockroten Weißensee zur Versammlung zu rufen. Deutsche Arbeiter kommen von ihren Arbeitsstätten in ihrer Arbeitskluft mit hungerleerem Magen zu zweien und dreien, schreiten durch die roten Massen, die überall auf dem Antonplatz, in der Berliner Allee und in den dunklen Nebenstraßen sich stauen. In der Parkstraße werden der Sturmführer 17 und der Gruf F.* — beide in Zivil und ohne Abzeichen — von etwa zwanzig Kommunisten umringt und mit Schlagringen, Stöcken und Messern bearbeitet. SA.-Leute kommen zu Hilfe, hauen die schwer Verwundeten heraus, schleppen sie in den Saal.

Gruf L. vom 17. Sturm wird überfallen, als er am Antonplatz aus dem Autobus steigt; erhält von hinten kräftige Hiebe mit Stahlruten über den Kopf. Er bricht zusammen, rafft sich wieder auf, versucht zu fliehen, 50 Rote versperren ihm den Weg — er setzt sich mit den Fäusten

* Gruppenführer.

zur Wehr. Plötzlich kommt ein Schupo an, der sofort gegen den Überfallenen einschreitet, ihn mißhandelt und verhaftet. „Dir werden wir schon helfen!“ schreit er. Durch einen Zufall konnten wir die Nummer des Beamten feststellen. Der ‚tüchtige‘ Beamte schleppte den schwer Verletzten auf die Wache; erst nach einer Stunde wird er zur Unfallstelle gebracht und notdürftig verbunden. Die SA.-Leute Hans F. und Karl P. werden in der Berliner Allee von etwa 40 Moskauknaben mit Messern überfallen; Hans F. erhält einen tiefen Stich in den Rücken. Mit Mühe und Not kann er in einen Hausflur flüchten. Die Roten drängen ihm nach. Nun zieht auch er sein Taschenmesser, wehrt sich, so gut er kann, bis er blutüberströmt zusammenbricht; die herbeieilenden Schutzleute schaffen ihn und zwei verletzte Rote ins Krankenhaus.

Auf die Nachricht von diesem und anderen Überfällen zieht Staf* IV seine Leute zusammen und macht Miene, die Straße von dem Mordgesindel zu säubern, wobei ihm sofort ein Aufgebot der Schutzmannschaft entgegentritt. Staf erklärt den Beamten, daß er unter keinen Umständen mehr dulden werde, daß seine Leute einzeln von den roten Banden erschlagen und niedergetreten würden; wenn die Polizei das nicht könne, würde er selbst für Ordnung sorgen. Darauf erscheinen endlich starkbesetzte Lastautos der Polizei — die SA. kann also wieder in den Saal zurückgezogen werden. Dort sind inzwischen unsere Ärzte eingetroffen, die die zahlreichen Verwundeten verbinden.

Die Versammlung selbst wagte man nicht zu stören; unsere Redner konnten ruhig zu Ende sprechen. Zum Schluß macht Staf bekannt, daß sich inzwischen draußen Tausende von Roten angesammelt hätten — daß er aber nicht daran denke, diesen die Straße kampflos zu überlassen. Vielmehr werde man sich zu einem Zuge zusammenschließen, mit wehenden Sturmfahnen hinausmarschieren. Der geschlossene Zug marschierte. Wohl schrien die Roten: ‚Berlin bleibt rot! — Schlagt die Nazis nieder! — Tod dem Faschismus!‘ Aber nichts geschah.“ —

Das ist nur die Geschichte einiger Stunden. Doch aus solchen qualvollen und kampfreichen Stunden ist Euer Drittes Reich gebaut worden. Denkt immer an die Opfer und werdet würdige Nachkommen; denn der Kampf mit dem Bösen wird auch für Euch bleiben!“

Bruder Werner tot.

Das Kampfjahr 1929 ging zur Neige, und Weihnachten stand vor der Tür. Da nahm einer frisch-fröhlichen Abschied im Pfarrhause auf der Jüdenstraße. Werner Wessel fuhr mit 18 jungen Leuten und ein paar Mädeln ins Riesengebirge zum Skilaufen. Die Mutter schaute trübe und besorgt darein; aber er fuhr. Sonntag früh waren sie in Hirschberg. Es war der Sonntag, an dem das Volksbegehren gegen den Youngplan, diesen Sklavenplan, unterschrieben werden sollte. Deshalb gingen alle erst zum Volksbegehren. Dann ging es über Giersdorf hinauf auf den schneebedeckten Kamm. Herrlich war das Gleiten auf

* Standartenführer.

den Bretteln. Doch plötzlich erhob sich ein Schneesturm, und es wurde zusehends dunkel. Sie mußten die Brettel abschnallen. Und nun begann ein Jagen ums Leben. Eiskristalle peitschten ihnen ins Gesicht, der weiche Schnee wurde immer höher. Auf einmal stand Werner mit zwei Kameraden und einem Mädel allein da. Die andern hatte die Dunkelheit verschluckt. Die Lungen keuchten, die Beine hingen wie Blei am Körper. Werner drängte vorwärts. Nur nicht hinsetzen! Das bedeutete den Tod. Doch — es gelang ihnen nicht. Die Kräfte verließen einen nach dem andern. Wie träumend sanken sie in den Schnee und schlummerten hinüber in eine andere Welt. Das war der weiße Tod. Eine Rettungsmannschaft wurde aus der Prinz-Heinrich-Baude abgeschickt. Sie fand die vier Toten. Auf Schlitten wurden sie in die kleine Holzkirche Wang gebracht.

Am 24. Dezember kam die Schreckensnachricht ins Pfarrhaus in Berlin, und in der Zeit lasen wir es auch in den Zeitungen und waren erschüttert. Wie furchtbar muß der Schmerz dort bei Mutter, Inge und Horst gewesen sein! Die Weihnachtsfreude war dahin.

Horst fuhr mit der Mutter und deren Schwester nach der Kirche Wang. Hier standen sie voll Schmerz vor den Toten, die noch wie lebend aussahen. Dann fuhren die Frauen wieder nach Berlin zurück. Horst blieb, weil er die Überführung auf der Bahn besorgen wollte. Doch die Erteilung der Erlaubnis dazu sollte Tage dauern. Da fuhr er nach Berlin, mietete sich einen Lastwagen, bat einen SA.-Mann seines Sturmes, zwölf Stunden fuhren sie über vereiste Straßen nach der Kirche Wang. Die Toten wurden eingesargt, aufgeladen und Horst saß am Steuer, fuhr seinen geliebten toten Bruder durch Nacht und Eis in die Heimat zurück. Mit Macht bekämpfte er die Müdigkeit. Stumpf und leer war es in seinem Kopfe. Am 28. Dezember senkten sie ihn ins Grab. Als der Pastor geendet hatte, sangen Werners SA.-Kameraden sein Lied, das er ihnen hinterlassen hatte:

„Du kleiner Tambour, schlage ein,
Kameraden, laßt die Banner wehen,
wir wollen nicht länger Knechte sein,
Alldeutschland sieht ein Auferstehen!
Leb' wohl, leb' wohl, du stolze Zier,
Du Sturmsoldat von der Standarte vier!"

Schwester Inge wollte Horst mit sich ziehen. Aber er blieb, blieb, bis alles sich verlaufen. Dann brach sein ganzer Schmerz noch einmal auf, und über seine Wangen rannen heiße Tränen.

Horst auf dem Krankenlager.

Die Erschütterungen seiner Seele waren zu groß. Stumpf saß er in seiner Stube in der Frankfurter Straße, aß nicht und schlief nicht. Da warf ihn das Fieber hin. Die Wirtin Salm, die selbst Kommunistin war, kümmerte sich nicht um ihn. Im Gegenteil, sie stand mit den Roten in Verbindung und hetzte bei ihnen zum Morde. Da kamen eines Tages einige Kameraden, und da sie ihn im Fieber fanden, ließen sie ihn keinen

Augenblick mehr hier, sondern luden ihn auf ein Auto und fuhren ihn zu Mutter und Schwester. Unter ihrer fürsorglichen Liebe genas der Zweiundzwanzigjährige wieder. Das Jahr 1930 war angebrochen. In den ersten Tagen starb der Bräutigam von Inge an einer Grippe. Horst verschwieg man es. Aber Mutter und Schwester trugen diesen neuen Schmerz und sind nicht verzweifelt. Welch ein Heldentum!

Nach vierzehn Tagen war er wieder hergestellt. Seine Mutter schmiedete schöne Pläne für ihn, und er schien auch ganz damit einverstanden. Er sollte auf Reisen gehen. Doch vorher wollte er in Berlin abschließen. Deshalb ging er zuerst auf die Gaugeschäftsstelle in der Hedemannstraße, dann fuhr er zu seiner Stube. Die Kommunistin Salm warf ihm einen giftigen Blick zu. Er wollte packen. Doch da sanken seine Arme herab. Sollte er jetzt im größten Kampf seine Kameraden, seinen Sturm V, der sein Werk war, verlassen? Wäre das kameradschaftlich gedacht? Ginge er nicht wieder zur Bequemlichkeit zurück, er, der Handarbeiter? So wuchs in ihm der Entschluß zu bleiben. Und das war das Schicksal, das über ihm waltete. Es schritt zur Vollendung.

Rotmord handelt.

Inzwischen kamen zwei bekannte Frauen zu Horst, die ihn sprechen wollten. Da hörten sie eine Tür knallen: Die Kommunistin Salm ging weg. Ging weg, wie damals der Judas den Kreis der Jünger verließ, um die Mörder zu holen.

In der Kommunistenkneipe zum Bären auf der Dragonerstraße saß die rote Klicke bei Schnaps und Bier beisammen, rauchte, spielte Karten und schmiedete Mordpläne. Denn ihre Führer hatten ungehindert die Parole veröffentlicht: „Schlagt die Nationalsozialisten, wo ihr sie trefft!“ In den Kreis dieser Mörder trat jetzt die Salm und gab Bericht von Horst. Ein Judenmädel Else Cohn war auch da. Sie drang darauf, daß die Mordtat sofort begangen würde. Kupferstein — auch ein Jude aus Warschau —, der Führer der Roten, habe es so angeordnet. Sie gingen noch in eine andere Kneipe, dort saß ein berüchtigter Bluthund, Ali Höhler mit Namen. Er war schnell dafür. Ali ging mit einigen hinauf, die andern standen unten Schmiere. Die Salm öffnete. Sie gingen in die Küche und zögerten wieder. Da war die Jüdin Cohn wieder da und hetzte. Ihr ganzes jüdisches Hassen kam zum Ausbruch. Da entsicherten sie ihre Pistolen und schlichen an die Tür. Die Jüdin klopfte an. Da hörten sie drin Horst Wessels, des Ahnungslosen, Stimme: Herein! (Bericht des „Angriff“ vom 19. Januar 1930.) Er kam und öffnete selbst die Tür. Da funkelte ihm ein Revolver vor den Augen. Ein Schuß krachte — und Horst lag in seinem Blute. In den Mund hatten sie ihn geschossen. Drei Burschen drangen ins Zimmer, hielten die beiden Frauen, die zitternd vor Schreck in der Ecke standen, im Schach und durchsuchten etwa fünf Minuten lang das Zimmer, während Horst wehrlos und röchelnd dalag und ein Strom von Blut aus dem Munde quoll. Endlich verschwanden die Mörder unter Mitnahme einiger Gegenstände, und endlich war es den beiden möglich, Hilfe herzubringen. SA.-Kameraden

überführten ihn ins Krankenhaus Friedrichshain. Bald wurde er in das Operationszimmer gebracht. Der Schuß hatte schreckliche Verheerungen angerichtet. Die Zunge war zerrissen, der Oberkiefer zertrümmert, die Schlagader durchschossen, die Kugel steckte hinten im Kopf. Horst hatte zwei Liter Blut verloren. Bei der Operation konnte er nicht betäubt werden. Welche ungeheuren Qualen mußte er aushalten! — Das war am 14. Januar. Als er am 15. noch lebte, wunderten sich die Ärzte und hatten Hoffnung. Noch am selben Abend kam die schwergeprüfte Mutter mit Inge, sie wurden nicht vorgelassen. Aber er verlangte nach der Mutter und nach Dr. Goebbels, und so erlaubte man es doch nach langem Drängen. Aufgerichtet lag er in den Kissen. Nur mühsam konnte er den Arm heben. Er sagte: „Wir müssen aushalten!“ Dabei schaute er den Doktor lange an. Dann begannen seine Augen zu zucken: „Wir sind, glaube ich, noch nötig!“ Und dann voll unendlicher Dankbarkeit: „Ich freue mich!“ Dr. Goebbels drückte ihm nur fest die Hand und legte ihm einen kleinen Veilchenstrauß aufs Bett. Dann verließen sie ihn wieder. Dr. Goebbels schrieb damals: „Es war einer der erschütterndsten Augenblicke, die ich je erlebte. Ich werde das nie vergessen; und ich meinte, ich müßte Euch allen das sagen. Darum schreibe ich diese Zeilen. Die Mörder? Sie müssen zu Brei und Brühe geschlagen werden! Das ist das Einzige, was ich den ganzen Nachmittag nur denken kann. Wird er uns erhalten bleiben? Wir glauben es, wir hoffen es, wir zittern darum. Das andere würde uns unfaßbar sein.“

So zitterten wir Nationalsozialisten alle um sein Leben, und voll banger Sorge lauschten wir auf die Nachrichten aus Berlin: Wie geht es Horst Wessel?

Der letzte Kampf.

Horst Wessel kämpfte schon fünf Wochen mit dem Tode. Auf und ab ging es mit ihm. Aber er hatte den Willen zum Leben. Er saß meist im Bett, sprach auch öfter. Alle dachten sie an ihn und schickten ihm Geschenke, besonders Blumen. Wie leuchteten seine Augen. Einmal hatte er eine besondere Freude. Dr. Goebbels war wieder bei ihm. Da ging die Tür auf: draußen auf dem Gang gingen die Leute seines Sturmes vorbei. Mit erhobener Hand grüßten sie herein, mit einem Blick voll Liebe und Treue.

Die roten Bestien aber gaben sich noch nicht zufrieden. Als sie hörten, daß Horst immer noch lebt, drangen sie ins Krankenhaus und wollten Bomben ins Krankenzimmer werfen. Aber noch war SA. rechtzeitig zur Stelle, so daß sie das Gesindel wieder hinaustrieb. „Nazi verrecke!“ brüllten sie und zogen ab.

Am Donnerstag wurde Dr. Goebbels plötzlich wieder zu ihm gerufen. Als er ins Auto stieg, sprang ein SA.-Mann aufs Trittbrett: „Doktor, man sagt, daß eine Blutübertragung nötig sei! Kann ich das nicht sein? Ich bin ganz gesund, war nie krank im Leben — all mein Blut will ich ihm gerne geben!“ So lieb hatten sie ihn! („Angriff“ 27. Februar 1930.):

Die Blutvergiftung, die man befürchtet hatte, kam. Man war sich dessen klar, daß nur noch geringe Hoffnung bestand.

Dr. Goebbels durfte für einen Augenblick zu ihm. Horst wußte noch nichts vom Ernst seines Zustandes. Aber als ahnte er es dumpf, bettelte er: „Gehen Sie nicht weg!" Da tröstet er ihn: „Sie dürfen nicht den Mut verlieren. Das Fieber geht auf und ab. Auch die Bewegung lag zwei Jahre im Fieber, und trotzdem ist sie heute stark und gesund." Das tröstete ihn. „Wiederkommen!" flehten seine Augen, seine Hände, seine heißen, trockenen Lippen, als der Doktor gehen mußte. Im „Angriff" stand: „Sonnabend früh. Sein Zustand ist hoffnungslos. Der Arzt gestattet keinen Besuch mehr. Der Todwunde rast in Fieberphantasien. Er erkennt schon seine eigene Mutter nicht mehr. — Sonntag früh um 6,30 Uhr gibt er nach schwerem Kampfe seinen Geist auf.* Als ich nach zwei Stunden an seinem Totenbett stehe, kann ich gar nicht glauben, daß das Horst Wessel ist. Sein Gesicht ist wachsgelb, die Wunden sind noch verdeckt mit weißem Verband. Schwarz stehen auf dem schmalen Kinn die Stoppeln. Die Augen sind halb offen und starren gläsern ins Leere, in die Unendlichkeit. Mitten unter Blumen, weißen, roten Tulpen und Veilchen liegen schmal und kalt die müden Hände."

„Horst Wessel ist hinübergegangen. Nach Kampf und Streit liegt hier stumm und regungslos das, was sterblich an ihm war. Aber, ich fühle es fast körperlich sicher: sein Geist stieg auf, um mit uns allen weiter zu leben. Er hat es selbst geglaubt und gewußt; er gab dem hinreißenden Ausdruck: er ‚marschiert in unsern Reihen mit!'"

Das System.

Nicht genug, daß Horst Wessel ein Opfer dieser roten Republik geworden war, wo ein Deutscher in seiner eigenen Wohnung vor den Mordbanden nicht mehr sicher war, so zeigte dieses jetzt verflossene System seine ganze Niedertracht auch dem Toten noch einmal.

Der Tote sollte nach Hause gebracht werden. Seine Kameraden begleiteten ihn. Doch den Getreuen folgten zwei Lastwagen schwerbewaffneter Schupos. Wie einen gefährlichen Mordbrenner ließ die Behörde den Toten heimgeleiten.

Im Pfarrhause Trauer über Trauer. Wieder barg das braune Zimmer einen lieben Toten. Inzwischen wollte die Gauleitung für eine würdige Beerdigung sorgen. Doch da zeigte sich ihnen wieder das Gesicht des Systems: Alles wurde abgeschlagen. Wie ein Verbrecher sollte er eingescharrt werden. Da raffte Schwester Inge alle Kräfte zusammen und machte sich auf den Weg. Zunächst ins Innenministerium. Keiner wußte oder wollte Rat wissen. Sie fuhr zum Landtag. Da hatte die schwarz-rote Mehrheit eben gegen jede Ehrung gestimmt. Man wies sie zum roten Polizeipräsidenten Zörgiebel. Er sagte lächelnd seine Hilfe zu. Doch wies er sie noch zu einem ebenso roten Regierungsrat, um sie

* Still und sanft entschlummerte er in den Armen seiner Mutter und seiner Schwester.

los zu sein. Aber hier erfuhr sie, daß nur sieben Trauerwagen folgen dürften. Mit tiefem Groll im Herzen verließ sie die Vertreter des Systems. Da dachte sie an Hindenburg. War er doch einst der persönliche Freund ihres verstorbenen Vaters. Er wird bestimmt helfen. Sie ging nach seinem Palais. Durch Wachleute, Diener und Beamte schob sie sich hindurch und stand vor Staatssekretär Meißner, einem Mitarbeiter Hindenburgs. Sie verlangte entschieden, zum Reichspräsidenten geführt zu werden. Er sei auf keinen Fall zu sprechen, er habe wichtige Geschäfte. Sie ließ sich nicht abweisen. Da wurde einer der anwesenden Herren geradezu böse und sagte: „Ich frage Sie ernsthaft, Gnädigste, wollen Sie denn einen Bürgerkrieg?"

Diese Frage, Ihr jungen Leser, sagt Euch alles von dem nun glücklich verflossenen System. Es stand auf so schwachen, tönernen Beinen, daß es wegen eines Toten einen Bürgerkrieg befürchtete! Dieses System war bereit, alles, was deutsch war, mit allen Schikanen und Machtmitteln zu unterdrücken!

Mutig wie eine Heldin stand Inge vor ihnen und entgegnete voll Trotz: „Die deutsche Jugend wird meinem Bruder Horst doch das letzte Geleit geben trotz aller Verbote. Und wenn die hohe Polizei sie mit Gummiknüppeln zu Boden schlägt und mit Maschinengewehren niederknallt — so werden für jeden Gefallenen zehn andere dastehen!" Sie ging. Am nächsten Morgen war sie wieder in Zörgiebels Amtszimmer. So wurde das arme Mädchen hin und her gehetzt, das Herz voll Trauer über drei Tote in wenigen Wochen!

Hier sagte man ihr endgültig, was erlaubt sei: Sieben Autos dürfen hinter dem Sarge fahren, sonst nichts!

Horst Wessel fährt zu seinem Bruder.

Am 1. März 1930 war die Beerdigung. Die Sturmführer der 4. Standarte hoben den Sarg auf die Schultern. Da drang plötzlich Polizei ins Zimmer. Der Polizeileutnant verlangte in barschem Tone, daß Hakenkreuzfahne und Mütze vom Sarge verschwänden. Da stellten sich die Sturmführer vor ihr Heiligtum. Niemand sollte es wagen, es anzurühren. Heftige Worte fielen. Das System richtete sich selbst. Jetzt trat Inge dazwischen und wies die Polizei hinaus. Hier im Hause habe ihre Mutter zu bestimmen. Nun ließ Inge den Sarg dicht mit Kränzen belegen und diese mit Draht an den Sarg schnüren, so daß von der Fahne nichts mehr zu sehen war. So wurde der Sarg auf den Wagen geschoben, und nun ging es hinaus auf den Nikolaifriedhof.

Und nun lest alles mit doppeltem Bedacht, Ihr jungen Deutschen, und schreibt es Euch fest in Eure jungen Seelen: So wurde ein deutscher Held begraben, und so sah das System aus, vor dem Euch unser Führer Adolf Hitler gerettet hat.

Trotz aller Verbote hatte sich eine ungeheure Menschenmenge eingefunden und umsäumte die Straßen auf dem halbstündigen Weg vom Trauerhause bis zum Friedhof. Die berittene Polizei wollte sie aus-

einandertreiben. Aber sie wichen nicht. Lieber tot, als die Schmach erleiden, dem treuesten Kameraden nicht die letzte Ehre erweisen zu dürfen. Jetzt fuhr der Zug über den Bülowplatz mit dem Jude-Karl-Liebknecht-Haus, der Hochburg der Kommunisten. Das Untermenschentum hatte sich zu Tausenden versammelt — Polizei war kaum zu sehen —, da brach ein wüster Lärm los, wildes Gegröhle setzte ein, die „Internationale" wurde gebrüllt. Jetzt sausten Steine auf den Leichenwagen, Schüsse krachten. Ja, die Bestien versuchten sogar, den Wagen mit den nächsten Angehörigen des Toten umzustürzen. — Und das alles mußte eine vor Schmerz gebeugte Mutter mit erleben. Könnt Ihr Euch denken, daß es etwas Grausameres gibt? —

Da ist man endlich auf dem Friedhof. Er ist polizeilich gesperrt; denn er ist von Abordnungen überfüllt, SA.-Abordnungen aus München, Hamburg, Leipzig, Nordsachsen und Lübeck. Auch Vertreter fremder Verbände waren da. Über allen wehten ungezählt die Sturmfahnen und Standarten. Während draußen vor der Friedhofsmauer der vertierte Pöbel unter Duldung der Polizei gröhlte, sprachen am Grabe die Pfarrer von St. Nikolai, der damalige Oberste SA.-Führer Hauptmann von Pfeffer. Im Namen des gerade erkrankten Führers legte er einen Kranz nieder, auf dessen Schleife stand: „Dem toten Kameraden, Adolf Hitler." Als letzter sprach Dr. Goebbels.

Tief senkten sich die Fahnen und Standarten zum letzten Gruß und über den Friedhof erklang es: „Ich hatt' einen Kameraden, einen bessern find'st du nit —"

Tränenlos vor übergroßem Schmerz hatte die Mutter am Grabe gestanden. Sie sah alles wie im Traum und hörte die Worte wie aus einer anderen Welt.

Wir wollen und dürfen auch nie vergessen, was diese deutsche Mutter erlitt, erlitt für uns alle. Deshalb wollen wir uns in Ehrfurcht vor ihr neigen und ihr das sagen, was Baldur von Schirach in die tiefen Worte faßte: „Wir legen ihr das letzte Kind in ihres Hauses Halle
und sagen: Deine Söhne sind wir alle!"

Für Euch!

Am 24. Februar 1930 gab Dr. Goebbels „Anordnungen zum Tode unseres Kameraden Horst Wessel" heraus. Die vierte dieser Anordnungen lautete: „Es wird den Eltern anheimgegeben, ihre Kinder dazu anzuhalten, beim Gebet das Schicksal zu bitten, die ganze deutsche Jugend mit dem Opfergeist unseres Kameraden Horst Wessel zu erfüllen."

Deutsche Jungen und Mädchen, seid euch heut und für alle Zeiten dieser Worte eingedenk. Ihr seid unsere Zukunft, die auch nationalsozialistisch bestimmt sein muß. Deshalb schaut immer auf unsern großen Führer. Auch Ihr werdet kämpfen müssen; denn der Kampf wird immer bleiben. Seid auch Ihr zu jedem Opfer bereit und betet zu Gott: „Herr, laß uns nie feige werden!"

Brehmer & Minuth, Breslau 2